

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 11. März, 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 28.

Ein Sonnenstrahl.

Ein Sonnenstrahl bricht durch die Wolken Des Wintertags mit sanftem Scheinen.

So voller Liebe ist sein Leuchten, Und doch, — ich muß darüber weinen.

Ein Sonnenstrahl — Wie grüßtest du dieses Licht; mit welcher Wonne Hauchtest selig du aus den Kissen: „O, sieh den warmen Strahl der Sonne.“

Und heut? — An Färtlichkeit getaucht, Als däch' er deiner Erdenqual, Schmitzt sich an deinen Hügel weich Der erste süße Sonnenstrahl. ... *Margarete Wadew.*

Ohne Hut.

Von Max Hartung.

Der Lehrer Rudfädel war ein großer Anhänger der naturgemäßen Lebensweise. Er besaß sich viel mit Wasseranwendungen, trug weitausschlägige Wäsche und ging in Haus und Hof am liebsten barfuß.

Aber für einen Lehrer, der doch der Jugend in jeder Beziehung ein Vorbild sein soll, schied sich manches nicht, was ein anderer ungerügt thun kann. So zum Beispiel liebte es Rudfädel besonders, barhäuptig im Freien zu luftwandeln. Denn der Hut war für ihn auch so ein Ding, das zum überflüssigen Ballast in der Welt gehörte. Die Natur hat dem Menschen ja zum Schutze des Kopfes das Haar wachsen lassen; wozu also der Hut?

Der Schulinspektor Linnemann war allerdings anderer Meinung. Er nahm sich den naturwüchsigen Lehrer bei Gelegenheiten einmal beiseite und bedeutete ihm, daß ein rechter Schulmann schon des schulbilden Grades wegen bei Begegnungen mit Vorgesetzten unbedingt einer Kopfbedeckung bedürfe.

Aber was waren alle noch so wohlgemeinten Ermahnungen gegen Gewohnheit und innerstes Bedürfnis? Wenn die liebe Sonne einmal ganz ungewöhnlich heiß herniederbrannte, konnte der Lehrer Rudfädel nicht widerstehen und verlieh das Haus — ohne Kopfbedeckung.

So auch heute. Vorsichtig die belebtesten Gassen vernehmend, hatte er einen erfrischenden Spaziergang über die Felder gemacht und war zum Schluß in einem wohlbeladenen Gasthause eingelehrt.

Aber er hatte noch nicht lange gegessen, da erschien — er traute seinen Augen kaum — der Herr Schulinspektor Linnemann in der Thüre.

Als dieser Rudfädel gewahrte, kam er leutselig auf ihn zu und ließ sich an seinem Tische nieder.

Der gewaltige Schulmann war außerordentlich freundlich. Er unterhielt sich wohlwollend mit dem Lehrer über allerlei Schulfragen und ermunterte diesen, auch seine Ansichten frei herauszusagen.

Rudfädel sah wie auf Kohlen und gab nur kurze, verworrene Antworten. Daß er auch gerade heute seinen Hut zu Hause lassen mußte!

„Ich habe“, hub Linnemann an, „Ihnen neulich im Interesse der guten Sache eine kleine Ermahnung zuteil werden lassen — es ging nicht anders. Denn, nicht wahr, mein lieber Herr Rudfädel, der Hut gehört nun einmal sozusagen zum eisernen Bestand des gebildeten äußeren Menschen! Aber ich sehe mit Befriedigung, daß Sie sich meiner Anschauung willig gefügt haben. Und das ist recht so!“

Dem Lehrer war es plötzlich ganz schlecht geworden, und nachdem er eine Weile gebüddelt und in sich gelehrt dagesessen hatte, erfaßte er die erste sich darbietende Gelegenheit, einmal hinauszuflüchten.

Draußen nahm er den Wirth auf die Seite.

„Lieber Herr Schweighofer“, sagte er vertrauensvoll, „Sie könnten mir einen großen Gefallen thun. Man hat doch nicht immer bei der Wärme gern einen Hut auf dem Kopfe! Nicht wahr? Sie verstehen mich?“

„Gewiß!“ entgegnete der andere.

„Aber der Herr Schulinspektor verlangt einen Hut! Beauftragen Sie doch, bitte, schnell Ihren Jungen, daß er ihn holt!“

„Gern!“ erwiderte Schweighofer.

„Und hängen Sie ihn, bitte, unauffällig in der Nähe unseres Tisches

auf!“ fügte Rudfädel noch hinzu und lehrte dann ins Gastzimmer zurück.

Der Hut war bald herbeigeschafft, und Schweighofer hängte ihn, wie verabredet, ins Gastzimmer.

Der Lehrer, der bisher in banger Erwartung gesessen hatte, nahm von diesem Vorgange mit Befriedigung Notiz. Seine Haltung ward zuversichtlicher, obgleich er mit Befremden wahrnahm, daß der Hut ein neuer Zylinder war und nicht sein Eigentum sein konnte. Denn er besaß keinen solchen. Umsomehr drängte es ihn daher, das Gaststol baldmöglichst zu verlassen, und so äußerte er bald darauf in aller Bescheidenheit, daß er nun doch wohl nach Hause gehen müßte.

„D, da können wir ja zusammen gehen!“ erwiderte freundlich der Schulinspektor.

Die beiden Herren griffen nach den Hüten und traten vor die Thüre.

Rudfädel wollte den Zylinder aufsetzen, aber dieser war zu weit und drohte, ihm über den ganzen Kopf hinabzurutschen. Er mußte also den Hut mit der Hand hochhalten, daß dieser ihm nicht die Augen verdeckte.

Schulinspektor Linnemann sah den neben ihm schreitenden Lehrer verwundert von der Seite an und sagte dann: „Was haben Sie denn mit Ihrem Hute, Herr Rudfädel?“

„D, nichts, gar nichts“, stotterte dieser in peinlichster Unbehaglichkeit, „ich halte ihn nur ein wenig, damit er mir nicht davonfliegt.“

„So, so“, gab in gutmüthiger Ironie der Schulinspektor zurück, „da sieht man es ja deutlich, wie wenig Sie es noch gewohnt sind, einen Hut zu tragen. Na, ja, so rächt sich jede Verwilderung der guten Sitten! Es ist schwer, sich wieder zurückzufinden.“

„D, es ist nicht das“, wandte verwirrt Herr Rudfädel ein, „aber der Hut gehört meiner Frau — das heißt, meine Frau hat wahrscheinlich — es ist mir total unbegreiflich — wahrscheinlich hat sie keine Ahnung gehabt, daß ich —“

Rudfädel lachte hysterisch und bemühte sich, so flott und ungenügend als möglich auszusprechen.

„Na, na, lassen Sie es halt gut sein“, wandte mit würdevollem Taktgefühl der Schulinspektor ein. Er sah, wie sehr der Lehrer gegen eine ihm unvermeidliche Verlegenheit kämpfte; wahrscheinlich war der an sich ungewohnte und unbequeme Hut bei seiner Abreise gegen Kopfbedeckungen überhaupt die Ursache. Und wahrscheinlich hatte er sich nur seinetwegen, das heißt aus Rücksicht auf seine Ermahnung, diese ceremonielle und steife Bedeckung zugelegt und fühlte sich nun unbehaglich in deren lästigem Zwange. Und in einer plötzlichen Aufwallung mitleidvoller Güte streckte er dem unglücklichen Lehrer beide Hände entgegen und rief: „Leben Sie wohl, lieber Rudfädel, ich biege hier rechts ab!“

Rudfädel tropfte der dicke Schweiß von der Stirn. Er fühlte das Herannahen einer Katastrophe und gleichzeitige Furcht, daß er machtlos war, sie auszuhalten. Er sah die beiden Hände des Schulinspektors, die sich ihn entgegenstreckten — schon in der nächsten Sekunde mußten sie sich in tödlichem Beleidigtsein zurückziehen, wenn er sie nicht ergriß, und so ließ er mit einem innerlichen Schrei der Verzweiflung die Suttreppe fahren und schaute nach den Händen. Dann wurde es Nacht vor seinen Augen. Und zwar buchstäblich. Denn der Unglücksfall war ihm über die Nase gerutscht.

„Leben Sie wohl, Herr Schulinspektor“, quargelte und gurgte es dumpf unter dem Zylinder hervor. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, aber der Hut — der Hut stammt noch aus meiner Kandidatenzeit — datenzeit, wo ich mich meiner großen Haarfülle erfreute, und jetzt — und jetzt —!“

Kopfschüttelnd hatte Herr Linnemann die Metamorphose betrachtet, und stierunselnd ging er nun mit hastigem Schritte von dannen. „Es ist wirklich schade um den Rudfädel, daß er nicht mehr auf's höhere Form hält“, murmelte er. „Einmal geht er ganz ohne Hut aus, und ein andermal macht er sich so zur Vogelscheuche! Wo bleibt die Disziplin, wenn er in solch einem Zustande seinen Schülern begegnet!“

Unterdessen rief und rüttelte der Lehrer an dem unschuldigen Hute. So leicht er hinabgerutscht war, so schwer ging er wieder in die Höhe, und als er sich endlich davon befreit hatte, war Herr Linnemann bereits verschwunden. Und jetzt brach auch die bisher so mühsam behauptete Selbstbeherrschung bei dem bedauernswürdigen Pechvogel zusammen. Er tobte fast vor Zorn. Was war denn seiner Frau eingefallen, ihm diesen Hut zu schicken? Was für denn in maßloser Verleumdung seiner Bot-

schaft in einen Hutladen geeilt und hatte diesen Hut extra für ihn gekauft? Es mußte wohl so sein. Gewiß hatte sie geglaubt, es handle sich um eine offizielle Zusammenkunft mit dem Herrn Schulinspektor.

Etwas befremdlich war, aber noch immer auf's Innerste erdost, langte er zu Hause an. Dort warf er den Hut auf den Boden und trat darauf, daß es knallte.

„Und wenn er tausend Mark gefordert hätte, ich will ihn jetzt rein zu einer formlosen Masse!“ schrie er und trampelte dabei auf dem armen Zylinder herum, bis er die gewünschte Form hatte.

Seine Frau schaute ihm in sprachlosem Erstaunen an. Sie kannte ihren sonst so ruhigen Mann gar nicht wieder. „Aber Rudfädel!“, fragte sie angstvoll, „was ist Dir denn?“

„Ja, rede Du noch“, höhnte er. „Wie kannst Du mir nur so einen blödsinnigen Hut schicken, mit dem man sich bis auf die Knochen blamirt?“

„Am Gott, Mann“, erwiderte die nun wirklich geänstigte Frau, „ich habe Dir nie einen Hut geschickt und weiß überhaupt von dieser Geschichte, die Dich so aufzuregen scheint, nicht ein Sterbenswörtchen!“

Im selben Augenblick klingelte es, und Herr Schweighofer, der Wirth, stand draußen. Er war ganz außer Athem.

„Den Hut, den Hut, Herr Rudfädel!“ jammerte der Wirth, „Sie sagen mir doch, der Schulinspektor verlange einen Hut, und darum ließ ich ihn von seiner Frau holen. Und nun ist das Mädchen des Schulinspektors bei mir und verlangt den Hut. Herr Linnemann sei so sehr aufgebrach. Wo sein Hut wäre?“

„Hier“, stammelte Lehrer Rudfädel und hielt dem Wirth die kläffenden Fragmente hin. „Hier ist der Hut des Herrn Schulinspektors!“

Dann brach er, ob dieser doppelten Tragik fast ebenso vernichtet wie der Hut, wortlos auf dem Schirmständer zusammen.

Keler Sprotten.

Kiel, Ende Januar.

Fünf Millionen Sprotten! Ein paar Tausend mögen es mehr oder weniger gewesen sein, aber so um und bei war's das Gerücht, mit dem nach einer Periode dürftiger Fänge die Fischer der schleswig-holsteinischen Ostseelüste eines Morgens in der verflochtenen Woge die Ränderchen von Kiel und Ederförde überschütteten. Fünf Millionen Fische, und obendrein aller delikatester Qualität! Das klingt nach einer Handvoll Goldstücke in jeder Fischearte. Aber leider: „Wenn die Fische wä' gelt, denn hebt wie teen — und hebt wie weel, denn so gelt sie nix!“

Das ist die ewige Klage der armen Kerle, die allmählich bei jedem Wetter da draußen in der See ihre Wade ziehen.

Der Preis, ja sogar die Verwendbarkeit der Fische richtet sich nach dem Angebot, mehr als bei anderen Waaren. Denn der Sprott will nur in absolut frischem Zustande verarbeitet werden. Ja, wenn der Fang von fünf Millionen sich auf die sechs Arbeitsnächte in der Woche verteilen hätte, dann hätte es etwas werden können mit der Handvoll Goldstücke. — Aber so?

Man darf zweifelhaft sein, ob man den Sprottenfischer mehr um der Härte seines Berufs willen bebauern soll oder wegen der Enttäuschungen, die ihn auch dann verfolgen, wenn er das Glück beim Schöpf aus dem Wasser gezogen zu haben glaubt. Nur gut, daß ihn die Gewohnheit gegen diese ebenso abgehärtet macht, wie gegen die Arbeit; diese Schweißeln, die seine Hände verhärtet, umkräften mit der Zeit auch sein Empfindungsleben, und das Phlegma, das man dem Seemann im allgemeinen nachspricht, vertieft sich bei ihm zur Resignation, die ihm vor Entmutigung schützt.

Man er fünf Nächte vergeblich gearbeitet haben, er fährt am sechsten Abend wieder hinaus, ohne leidenschaftliche Hoffnung, aber auch keineswegs als verärgelter Schwarzfischer. Als ein in das Schicksal Ergebener, der sein Handwerk versteht, seine Arbeit willig thut und die Gesetze der Fischerei respektiert.

Gefesse sind's eigentlich nicht, nur mündliche, durch die Ueberlieferung geheiligt Vereinbarung, die der ansässigen Sprotten- und Heringsfischer jedoch unverbrüchlich innehat und ohne die Furcht vor drohenden Strafparagrafen. Niemandem fällt es ein, die als wöchentliche Schenke festgelegte Sonntag Nacht durch einen Raubzug zu entweihen; kein Boot bricht, um draußen dem anderen das Fett von der Suppe zu lösseln, vor der allgemein

vereinbarten Nachmittagsstunde auf; und wer auf dem Fangplatz, dem er sein Vertrauen geschenkt, schon einen anderen, der schneller gefesselt oder bei flauem Wind mit den Riemen „gepuscht“, vorfindet, denkt nicht daran, dem Genossen das Recht des ersten Zuges zu bestreiten. So wenig, wie der Erstangekommene sein Fangnetz zum zweiten Male an der gleichen Fangstelle auswerfen würde, ehe der Nächste, und sind deren mehrere, alle der Reihe nach ihr Glück versucht haben. Erst dann beginnt, vorausgesetzt, daß die Nacht noch lang genug, der Turnus von neuem.

Das heißt, von einzelnen Fischern ist natürlich nicht die Rede, denn einem Manne sollte es schwer werden, neben dem schweren Boot den mächtigen Fangapparat zu reizen. Je zwei starke Fahrzeuge vielmehr, ein jedes mit drei Mann besetzt, bilden eine Fanggenossenschaft; die sechs theilen unter sich die Enttäuschungen, den Gewinn und — zunächst einmal die Arbeit, und die ist um so härter, je niedriger das Wasser, je eisiger der Nordost, je schwerer der Seeanhang ist. Da gilt's zunächst einen Pfahl in den Grund rammen, an dem dasjenige Boot, in dem die braune Masse des dichtmaschigen, diefäbigen Netzes hochaufgebührt lagert, festgelegt, das eine Ende der langen Wade verknüpft wird. Mit dem anderen Ende rückt die Mannschaft des zweiten Bootes in geradem Kurs davon, weiter, immer weiter, bis der ganze Reihplan samt den an beiden Enden befindlichen Zugleinern aus dem festliegenden Fahrzeug heraus und ins Wasser gefesselt ist, und nun, an der oberen Kante mit Schwimmern versehen, an der untern durch Blei beschwert, als zwei Yards hohe Wand, die sich in der Mitte in einen langen Beutel öffnet, senkrecht auf dem Grunde des Meeres steht. Dann legt sich die Mannschaft des freibeweglichen Bootes in die Riemen und febrt mit dem äußeren Ende der Wade in weitem Bogen langsam zum festliegenden Fahrzeug zurück. Die Boote werden längsseitig nebeneinander verläut, und nun beginnt in beiden die saure Arbeit des Regeinholens, Griff um Griff, eine Armlänge nach der anderen, hüben und drüben. Inwiefern der Fang geübt ist, erkennt der Fischer schon an der Zahl der in den Maschen der Netzwand verhaspelten Fische, deren Masse jedoch, mehr und mehr in die Enge getrieben, schließlich im Beutel des Netzes ihre Zuflucht sucht. Der ist im Falle gesegneten Fanges bisweilen so schwer, daß die ganze, imofffarmie Fanggenossenschaft nicht infolge ist, ihn ins Boot zu heben, ohne zuvor ein tüchtiges Maß des selbst in der Dunkelheit silbernen Gespinnns mit der hülzernen Bootschaukel an Bord zu bringen.

Hat sich der Fang halbwegs gelohnt, dann heißt es schnellstens damit an den Markt, nach Kiel oder nach dem Nachbarnächsten Ederförde, den beiden Plätzen, an denen heute die Fischräucherei im großen blüht. Aber so eine Heimfahrt ist zumeist schneller gedacht, als ausgeführt. Denn die deutschen Ostseefischerei arbeiten noch bei weitem zumeist mit Segelfahrzeugen erst allmählich bürgern sich daneben die Motorboote ein; und weht daher die Brise konträr oder setzt sie gar ganz aus, dann heißt es geduldig freuzen oder im Schweiß des Angesichts rudern, zum mindesten bis an den Dampfer, der von der Meeresküste hinausgeschickt wurde, um, wenn der Fang die Mühe lohnt, die Fischer in offener See zu erwarten. Ihre Beute an Bord zu nehmen und, seinen Anteil am künftigen Lohn in Gestalt von Frachtvermittlung vorweg berechnend, sie dem Marke zuzuführen. Bis sie dort bei Tagesgrauen eintreffen, sind die Fische, die gerade um die gegenwärtige Jahreszeit den Höhepunkt ihres Fettgehaltes erreicht haben, fortirt, im großen abgezogen und liezen maufetoi — kein Hering, kein Sprotte trägt das Leben in der freien Luft auch nur eine Minute — auf Deck, in den hoch übereinander gelackten flachen, offenen Kisten.

Mit einem einzigen, schnellen Raubthierblick wissen die Agenten der Räuchereien Menge und Güte des Fanges zu überschlagen. Ist er grina, so sucht ein jeder so viel zu erobern, wie er kann; der Fischer ist der Herr der Situation, der Preis knallt in die Höhe. Je umfangreicher die Zufuhr, desto gleichgültiger die Aufkäufer; der Wettstreit der Nachfrage verwandelt sich in einen solchen des Angebots, die Preise sinken. Und wenn gar fünf Millionen Sprotten auf einmal auf den Markt gedrösten werden, dann ist es von vornherein gewiß, daß die Hälfte des mühsamen Fanges an die Dünaerfabriken geht, eisenschmiedmagoneweise, zum Groschenlohn. Denn mehr als die Räuchereien am selben Tage verarbeiten können, kaufen sie nicht und auch soviel

nur zu einem Spottpreise, der unter den Fischern manches lange Gesicht erweckt. Niedebergelagen sehen sie ihren herrlichen Fang davonfahren, dessen Verarbeitung bei der äußersten Empfindsamkeit der Waaren feinen Aufschub erduldet. Hunderte von Händen regen sich in den großen Räuchereien, die Fische zuzurichten, zu waschen, zu salzen, zu schwülen. Schnell wandelt sich das Silber ihres Geschupps in gleichendes Gold. Schnell sind sie gar, werden zu je 80 Stück, — ein Ball heißt das Maß — in die sauberen glatten, flachen Kisten verpackt, und dann, wenn die Abendzüge die Stadt verlassen, dann gehen die Kieler Sprotten fix und fertig in alle Theile des Reiches und heute längst über dessen Grenzen hinaus, ein delikater Genuss der Liebhaber, von denen kaum einer der schweren Arbeit und der mannigfachen Mühen denkt, unter denen sie in finstlicher, kalter Winternacht vor knapp 24 Stunden ihrem Elemente entrissen wurden.

Der warme Umschlag.

In der Medizin sollte zwar ausschließlich die exakte Beobachtung für die Behandlungsweise maßgebend sein, und doch muß man sagen, daß die Weltbeherrscherin „Mode“ ihre Fühlhörner auch bis in das ärztliche Handeln hinein ausgestreckt hat. So gab es eine Zeit, etwa im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, wo heißer Umschlag geradezu in der Mode waren, dann kam eine Periode, in der die Eisblase am Ruder war, und jetzt mocht sich ein deutlicher Umschwung zugunsten des warmen Umschlages bemerkbar. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird die Wärme als Heilmittel von der Bildfläche nicht mehr verschwinden. Dafür sprechen neben wissenschaftlich begründeten Thatsachen die Anstrengungen, die die moderne Technik macht, um die Anwendung heißer Umschlüge den Anforderungen der Neuzeit anzupassen.

Vor Jahrzehnten, als man noch irdene Topfdeckel kannte, waren diese ein beliebtes Hilfsmittel für äußerliche Wärmeapplikation. Der Deckel wanderte in den Brausen und, nachdem er genügend erwärmt und in ein Handtuch eingeschlagen war, auf den erkrankten Körpertheil.

Ein erfolgreicher Konturrent erweichte dem Topfdeckel in Gestalt heißer Breiumschläge von Hasergrütze oder Leinsamen, die weit länger warm blieben, also nicht so häufig gewechselt werden mußten. Bequemer noch, weil das lästige Kochen fortfiel, gestaltete sich der Gebrauch heißer Sandfäcken.

Was allen diesen Wärmependern fehlte, war der Mangel an Form und die oft lästige Art der Zubereitung. Da wußte die Technik Rath und erlangte die saubere, handliche Wärmflasche in Gestalt eines flachen, doppelwandigen Bedens, das, mit heißem Wasser gefüllt und zugeschraubt, sofort gebrauchsfähig war. Bis in die neueste Zeit hat die Wärmflasche ihren Platz zu behaupten gewußt, doch ihre Starrheit gereicht ihr zum Verderben. Nicht überall ist sie in gleicher Weise anwendbar, auch schmiegt sie sich nicht immer der Unterlage genügend an. Dieser Umstand war es wohl, der das Bestreben zeitigte, das starre, stache Beden in ein biegsames umzuwandeln.

So entstanden die Wärmflaschen aus Gummi, die mit heißem Wasser gefüllt werden. Die Wissenschaft schritt dann zu einer Vervollkommnung. Man benutzte die Eigenschaften gewisser Salze, beim Erwärmen in ihrem Kristallwasser zu schmelzen und nachher beim langsamen Erstarren allmählich die während des Erhitzens aufgespeicherte Wärme abzugeben, und füllte stache Gummifläsche mit geeignetem Salz (essigsaurem Natron). Das Thermophon war geboren. In verschiedenen Größen hergestellt, wird es in loderndes Wasser gelegt und nach der auf dem Gummi genau bezeichneten Minutenzahl herausgenommen. Je nach Größe hält sich der Thermophon eine bis viele Stunden gleichmäßig heiß. Trotz vieler großer Vorzüge besitzt das Thermophon noch einen nicht unwesentlichen Mangel. Wird nämlich die vorgeschriebene Kochdauer überschritten, dann erstaltet die geschmolzene Salzmasse ziemlich schnell, bleibt aber flüssig. Deffnet man jetzt den Schraubverschluss und taucht in den flüssigen Inhalt des Gummibeutels für einige Minuten einen spigen Gegenstand, etwa eine Nadel, so beginnt langsam die Kristallisation unter starker Erwärmung, die bis zum völligen Erstarren anhält. Von großer Wichtigkeit ist es, die Verschraubung fest zu schließen, damit von der Salzlösung nichts ausdunstet und beim erneuten Kochen kein Wasser eindringen kann.

Wie zu erwarten stand, hat die Kraft aller Kräfte, die Elektrizität, nicht müßig beiseite gestanden. Die elektrische Dauertomprelle ist das neueste Erzeugniß der Technik und vorläufig der vollkommenste Apparat. Mit Hilfe eines Stekontakt an die Lichtleitung oder ein entsprechendes Element geschaltet, liefert er eine dauernd gleichmäßige Wärme, die durch eine Reguliervorrichtung nach Belieben erhöht oder vermindert werden kann.

In der Behandlung von Gallenblafen, Leberleiden, Rheumatismus, chronisch entzündlichen Prozessen mannigfacher Art bedeutet die fleißige Anwendung heißer Umschlüge ein so werthvolles Mittel, daß man sie heute kaum noch entbehren kann. Welche Form des Umschlages man anwenden will, Topfdeckel oder elektrische Dauertomprelle, wird nicht zulezt vom Geldbeutel abhängen.

Ein Kriegsluftschiff im Jahre 1812

Was der furchtbare Brand von Moskau und die Schweden des russischen Winters bewirkten, die Aufhebung der napoleonischen Invasionsarmee, sollte ursprünglich die Aufgabe eines russischen Kriegsluftschiffes sein, zu dessen Bau sich ein finnländischer Mechaniker Namens Lepid dem Kaiser Alexander I. hatte anbieten lassen. Auf die wenig bekannte Episode, die im Hinblick auf den gegenwärtigen Stand der militärischen Luftschiffahrt von historischem Interesse ist, wurde die Deutsches Licht erst im Jahre 1892 aufmerksam, als das „Ruski Archiv“ den in dieser Angelegenheit geführten Briefwechsel zwischen dem Zaren und dem Moskauer Kommandanten Grafen Rostopschin herausgab. Unter dem 24. Mai 1812 theilte der Monarch dem Grafen unter strengster Verschwiegenheit mit, daß man ihm einen sehr geschickten Mechaniker empfohlen habe, dessen Erfindung „die wichtigsten Folgen haben könnte“; er sende ihn nach Moskau, wo ihm zu seinen Versuchen Alles, was er brauche, zur Verfügung gestellt werden sollte. Diese Erfindung war nichts Geringeres, als ein mächtiges Luftschiff, das die feindliche Armee bei ihrem Herannahen überfliegen und mit einem vernichtenden Bombenregen überschütten sollte. Der Mechaniker Lepid kam denn auch wirklich nach Moskau, wo Rostopschin unter peinlichster Geheimhaltung zwei Schmiede und Schlosser für ihn anwarb, und das Werk begann unter dem Vorwande, der fremde Mechaniker sei beauftragt, Modelle zu landwirthschaftlichen Maschinen zu bauen. Lepid gewann den Grafen gänzlich für seine Idee, Rostopschin war vom Gedanken an ihre voranschreitenden Folgen überwältigt und schrieb dem Kaiser: „Diese neue Erfindung werde das Kriegswunderwerk überflüssig machen, das Menschengeschlecht von dem höllischen Zerförer (Napoleon) befreien und den Zaren zum Schiedsrichter über Könige und Königreiche und zum Wohlthäter der ganzen Menschheit machen. Anzweifeln bestellte Lepid 5000 Ruschin Taft von besonderem Gewebe, trockenes, fünf Jahre altes Holz, für 30,000 Rubel Vitriol und für die gleiche Summe Eisenpähne zur Anfertigung der Bomben. Zur Begleichung der Rechnungen wies der Kaiser dem Grafen 100,000 Rubel an, das genügte aber nicht, und schon Anfang August hatte der Erfinder im Ganzen 163,000 Rubel für Anschaffungen verbraucht. Mitte August endlich war der Taft vollständig zusammengenannt, Ende des Monats sollte der Aufstieg vor sich gehen. „Der Ballon wird fünf Menschen tragen“, schrieb der Graf dem Zaren am 23. August, „morgen wird Lepid einen Versuch machen, und ich habe das Publikum davon unterrichtet, damit es nicht erschrickt.“ Das Publikum erschrock allerdings nicht, denn der Mißerfolg war geradezu glänzend, und Rostopschin war genöthigt, dem Zaren zu berichten, daß sich der erhoffte Heilbringer als ein „verrückter Scheralanth“ erwiesen habe. Um das Geheimniß des Ballons zu wahren, wurde die Gondel verbrannt und das Gerüst auseinandergenommen. Was übrig blieb, war für 3,000 Rubel Vitriol, das zur Füllung der Bomben bereits angeschafft worden war — was man damit gemacht hat, verdirbt die Chronik.

Ein Fortschritt.

Herr: „Na, und wie steht es mit der Kultur in Afrika?“

Forschungsfreier: „D, ganz gut. Die Häuptlinge beginnen schon ihre Unterthanen im Stat zu bemogeln.“

Beirathsanzeige.

Ein schleichstehender Kaufmann sucht eine gutgehende Geschäftsfrau.